Heiko Hausendorf (Zürich)

Interaktionslinguistik

Abstract: Interaktion wird im vorliegenden Beitrag als eine Realisierung von Kommunikation verstanden, deren Konstitutionskriterium nicht Sprachlichkeit, sondern *Anwesenheit* ist. Anwesenheit ist dabei keine äusserliche Bedingung von Interaktion, sondern wird – im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung – erst durch diese hergestellt. Entscheidend für die Rolle der Sprache bei der Konstitution von Interaktion sind die Minima des Sprechens und Zuhörens, die unter den Stichworten *Materialität*, *Sequenzialität* und *Medialität* vorgestellt werden. Anhand dieser Minima lassen sich die Qualitäten der Sprache als Ressource für die Bearbeitung interaktionskonstitutiver Probleme (wie Turn-Taking, Themenorganisation oder Situierung) fassen. Dass es neben der Sprache für die Hervorbringung von Interaktion weiterer, bisher weniger gut untersuchter Ressourcen bedarf, wird am Ende des Beitrags am Beispiel des Beitrags von Architektur zur Lösung des Situierungsproblems erörtert.

1 Einführung¹

Auf den folgenden Seiten geht es um die sprachwissenschaftliche Position und die sprachwissenschaftlichen Forschungsperspektiven, die mit der Bezeichnung „Interaktionslinguistik“ verbunden sind. Es geht also nicht um das Nacherzählen einer Fachgeschichte und auch nicht um die Geschichte der Interaktionslinguistik am Institut für Deutsche Sprache.² Die Bezeichnung „Interaktionslinguistik“ steht für die Idee, dass face-to-face-Interaktion eine soziale Wirklichkeit sui generis darstellt und dass die Linguistik diese genuin soziale Natur ihres Gegenstandes ernst nehmen muss, wenn sie sich mit Sprache in Interaktion auf eine theoretisch, methodologisch und empirisch gewinnbringende Weise beschäftigen will. Diese Idee, die massgeblich mit den interaktionssoziologischen Studien von Erving Goffman verbunden ist und nicht eins-zu-eins mit den in der Folge ent-

1 Ich danke Andi Gredig vom Deutschen Seminar der Universität Zürich für viele hilfreiche Anmerkungen und Kommentare zu einer ersten Fassung dieses Beitrags.

2 Über wichtige Aspekte der Geschichte der Beschäftigung mit Interaktion in der deutschsprachigen Sprachwissenschaft informieren z.B. die einleitenden Beiträge im HSK Handbuch Gesprächslinguistik (Brinker et al. (Hg.) 2001); über die Entstehung und die Geschichte der Interaktionslinguistik am IDS informieren die Beiträge von Franz Josef Berens, Werner Kallmeyer und Johannes Schwitalla im aktuellen IDS-Jubiläumsband (Institut für Deutsche Sprache (Hg.) 2014).

standenen Arbeiten der ethnomethodologischen Konversationsanalyse zusammenfällt (siehe unten Abschnitt 2), scheint gegenwärtig aus der Mode geraten zu sein, weshalb es sich lohnen könnte, wieder daran zu erinnern. Jedenfalls ist das der Hintergrund, vor dem ich in diesem Beitrag interaktionslinguistische Konzepte thematisieren möchte. Dabei werden sich dann gelegentlich auch Rück- und Seitenblicke auf die Geschichte dieser Konzepte ergeben.

Anders etwa als die „Soziolinguistik“ oder die „Psycholinguistik“ ist die „Interaktionslinguistik“ kein Forschungsbereich der Linguistik, bei dessen Nennung sofort klar wäre, was gemeint ist. Schon die Terminologie ist vielfältig, was sich auch im Wandel der Bezeichnungen der für die Interaktion zuständigen Abteilung des Instituts für Deutsche Sprache abbildet, die nicht immer (wie heute) „Abteilung für Pragmatik“ genannt wurde, sondern zunächst die Bezeichnung „Sprache und Gesellschaft“ trug und später eine Zeit lang tatsächlich auch „Verbale Interaktion“ hiess (vgl. dazu auch Kallmeyer 2014, S. 254). Es scheint deshalb sinnvoll, zunächst zu klären, was in diesem Beitrag überhaupt unter „Interaktionslinguistik“ verstanden werden soll und welche Perspektive auf Sprache damit im Spiel ist (siehe unten Abschnitt 2).

Die Interaktionslinguistik blickt inzwischen auf eine rund 50-jährige Forschungstradition zurück. Sie hat in dieser Zeit Einsichten über Sprache in Interaktion, also über das Sprechen und Zuhören, ermöglicht, die eine Art interaktionslinguistisches Minimum ergeben, das dann je nach Richtung und Ausprägung unterschiedlicher interaktionslinguistischer Ansätze verschieden ausgestaltet werden kann und auch verschieden ausgestaltet worden ist. Wichtiger als diese unterschiedlichen Verzweigungen und die mit ihnen einhergehenden, z.T. überlappenden, z.T. konkurrierenden Selbstbezeichnungen und Terminologien sind die Minima der Interaktion selbst, die hier unter den Stichworten *Materialität*, *Sequenzialität* und *Medialität* skizziert werden sollen (siehe unten Abschnitt 3).

Wie sich diese Minima der Interaktion in konkrete Forschungsfelder der Interaktionslinguistik übertragen lassen, soll abschliessend an einem für viele interaktionslinguistische Arbeiten zentralen Konzept gezeigt werden: dem Konzept der interaktionskonstitutiven Aufgaben und den für die Bearbeitung und Lösung dieser Aufgaben interaktiv zur Verfügung stehenden Ressourcen. Viele Ergebnisse interaktionslinguistischer (und übrigens auch interaktionssoziologischer) Forschung lassen sich vor dem Hintergrund dieser Aufgaben und Ressourcen reformulieren – wie man exemplarisch am Phänomenbereich der in den letzten Jahren viel diskutierten Situierung des Sprechens und Hörens illustrieren kann (siehe unten Abschnitt 4).³

³ Vorsorglich sei an dieser Stelle auf drei Einschränkungen hingewiesen: Erstens werde ich mich in meiner Darstellung weder an Ausgewogenheit noch an Vollständigkeit orientieren, sondern

2 Was ist „Interaktionslinguistik“?

Das Forschungsfeld der Interaktionslinguistik ist, wie schon erwähnt, sehr eng mit den interaktionssoziologischen Pionierarbeiten von Erving Goffman verbunden. Diese Tradition reicht weiter zurück als die Tradition der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, und sie geht auch nicht in der Konversationsanalyse auf, die sich zwar in vielem von der Goffman'schen Interaktionssoziologie hat inspirieren lassen (Harvey Sacks, der Begründer der Konversationsanalyse, war bekanntlich auch ein Schüler Goffmans), aber vor allem der Garfinkel'schen Ethnomethodologie gefolgt ist (vgl. Bergmann 2001; Heritage 1984). Im Folgenden steht jedenfalls bei allen Ähnlichkeiten nicht die Perspektive der Konversationsanalyse, sondern die der Interaktionslinguistik im Mittelpunkt.

In einem kurzen, aber gehaltvollen Aufsatz, der 1964 erschienen ist, hatte Goffman der entstehenden Soziolinguistik eine Mahnung mitgegeben:

Note [...] that the natural home of speech is one in which speech is not always present. (Goffman 1964, S. 135)

Dieser Hinweis macht darauf aufmerksam, dass Sprache in einem sozialen System auftaucht, das nicht auf Sprache angewiesen ist, in dem Sprache aber gleichwohl „zu Hause“ ist: Dieses natürliche Zuhause von Sprache ist nach Goffman die *face-to-face interaction* (Goffman 1961). Auch in der Folge ist des Öfteren aus soziologischer Perspektive davor gewarnt worden, Sprachlichkeit als Konstitutionsbedingung von Interaktion anzusehen. Das erscheint auch insofern angebracht, als in der deutschsprachigen Linguistik auf den Gegenstand der face-to-face-Interaktion vielfach mit dem Ausdruck „Gespräch“ referiert worden ist (der dieser Richtung als „Gesprächsanalyse“ auch zu einem viel gebrauchten Etikett verholfen hat). Der Ausdruck „Gespräch“ (vgl. dazu Hausendorf 2007, S. 223) ist offensichtlich in besonderer Weise dazu angetan, die Sprachlichkeit der Interaktion als ihr entscheidendes Konstituens hervorzuheben und vorauszusetzen. Gleichwohl „wäre es“, so Thomas Luckmann in einem Beitrag mit dem Titel „Das Gespräch“ (Luckmann 1984, S. 49),

an meiner eigenen, stark (interaktions)soziologisch inspirierten Sicht der Dinge (die im Idealfall durch eine *funktional-pragmatische* und eine *interaktionale* Perspektive zu ergänzen wäre; vgl. aber den Beitrag von Arnulf Deppermann in diesem Band aus allgemein pragmatischer Perspektive). Zweitens werde ich nicht viel Neues zu sagen haben, sondern bekannte Gedanken und Überlegungen aufnehmen, allerdings in neuartiger Kombination. Drittens schliesslich, und das wiegt aus meiner Sicht am schwersten, werde ich auf empirische Belege (also Daten und Beispiele) weitgehend verzichten und stattdessen eine Art Parforceritt durch das Theoriegelände der Interaktionslinguistik unternehmen.

trotz der gewohnten Sprachlichkeit von Gesprächen [...] ein Irrtum anzunehmen, dass Gespräche ausschliesslich aus Worten oder auch nur ‚wesentlich‘ aus Worten bestehen müssten.

Natürlich steckt in dieser Zurückweisung auch ein soziologischer Seitenhieb auf eine Linguistik, die ihren eigenen Reflexionshintergrund einer „hochgradig versprachlichten [...] und dazu noch überaus verschriftlichten Kultur“ wie selbstverständlich voraussetzt und für die „Sprache [...] die Funktion des Heiligen Geistes übernommen“ zu haben scheint (ebd., S. 49). Wichtig(er) scheint im vorstehenden Zusammenhang, dass es bei dem, was im Gespräch und allgemein beim Sprechen und Zuhören passiert, nicht nur und nicht primär um etwas wie „Sprachgebrauch“ und „Sprachverwendung“ geht (wie es einer traditionellen Auffassung von linguistischer Pragmatik entsprechen mag), sondern um ein eigenständig soziales Geschehen, das auf Sprache nicht angewiesen ist, weder in onto- noch in phylogenetischer Hinsicht, wie Luckmann (ebd., S. 50 ff.) zeigt. Aber wenn Gespräche schon nicht auf Sprache angewiesen sind, worauf dann? Mit dieser Frage sind wir mitten im Gegenstandsbereich der Interaktionsforschung.

Grundlegend für alles Weitere ist die Annahme, dass Sprachlichkeit als Konstitutionskriterium der Interaktion durch *Anwesenheit* ersetzt werden muss: Interaktion beruht auf Anwesenheit. Schon dieser Grundsatz der Interaktionssoziologie, der von Goffman stammt („co-presence“: Goffman 1963) und später von verschiedenen Seiten aufgegriffen und weiter expliziert worden ist (Hinweise dazu in Hausendorf 1992b), ist nicht trivial; so gibt es Alternativen zu Anwesenheit als Kommunikationsbedingung: *Lesbarkeit* als Kommunikationsbedingung für Kommunikation durch und mit Texte(n) ist bekanntlich nicht auf die Anwesenheit der Kommunikationsteilnehmer (von Schreibenden und Lesenden) angewiesen (vgl. dazu Hausendorf i.Dr.). Es kommt hinzu, und auch das ist nicht trivial, dass man Anwesenheit nicht als eine äusserliche Bedingung der Kommunikation missverstehen darf. Sie ist vielmehr eine emergente Errungenschaft der Interaktion selbst, ein „interactional achievement“ im Sinne der Konversationsanalyse (Schegloff 1982).

Anwesenheit wird in der Interaktion dadurch hergestellt, dass die Beteiligten wahrnehmen können, dass sie wahrgenommen werden. Dafür braucht es sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen, die als solche „Anwesenheit“ demonstrieren. Nichts anderes geschieht z.B. im Falle eines Winkens mit der Hand oder einer sprachlichen Begrüssungsformel. Adam Kendon hat in vielen empirischen Studien gezeigt, wie eine solche Demonstration des Sehen-des-Gesehen-Werdens (Kendon 1990b) als Demonstration von Wahrnehmungswahrnehmung (Luhmann 1984, S. 561 f.; Hausendorf 2003; Kieserling 1999) funktioniert. Obwohl empirisch gut belegt und theoretisch klar expliziert, gehört diese Einsicht in die Herstellung von Anwesenheit bis heute nicht zum common sense interaktions-

linguistischer Studien, und sie ist auch nicht unumstritten. Das zeigt sich exemplarisch an der Einordnung etwa des *Telefonierens*. Dass schon mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingeln wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, also noch bevor gesprochen wird, versteht sich nicht von selbst, sondern muss man erst zu sehen und zu entdecken lernen (anders dagegen die Einschätzung z.B. bei Imo 2013, S. 47 ff., der das Anwesenheitskriterium nicht an Wahrnehmungswahrnehmung bindet und deshalb als unangemessen zurückweist). Gerade im Falle des Telefonierens zeigt sich eben eine sehr effektive Herstellung von „Anwesenheit“, an der man viel über Interaktion lernen kann. Dazu gehört die Einsicht, dass die face-to-face-Konfiguration eine überaus prominente und vielleicht sogar prototypische Interaktionskonfiguration ist, dass sie aber gleichwohl nicht ohne Alternativen ist. Zwar ist der von Angesicht zu Angesicht fast unvermeidbare Blickkontakt genau in diesem Sinne gleichermaßen effektiv wie ökonomisch (und evolutionär anscheinend höchst voraussetzungsreich: vgl. Rossano 2012), aber das Sehen-des-Gesehen-Werdens ist nicht die einzige der Interaktion zur Verfügung stehende Ressource. So zeigt das Telefonieren, dass und wie durch technische Hilfsmittel Wahrnehmungswahrnehmung auf die Hörbarkeit des Gehörtwerdens reduziert werden kann. Damit ist vieles ausgeschlossen, was face-to-face zum Alltag gehört, und manches möglich, was face-to-face undenkbar wäre. Auch in anderer Hinsicht ist die Konfiguration von Angesicht zu Angesicht nicht so exklusiv für Interaktion, wie man meinen könnte. Wenn man an side-by-side- oder face-to-back-Konfigurationen in einem Klassenzimmer denkt, wird ersichtlich, dass Wahrnehmungswahrnehmung nicht nur durch die Wahrnehmungsorgane der Beteiligten, sondern auch durch genuin räumliche Ressourcen (wie eine bestimmte Bestuhlung) sichergestellt werden kann, so dass sich Interaktion von den Anfälligkeiten körpergebundener Sensorik bis zu einem gewissen Grad frei machen kann (siehe unten Abschnitt 4.3).

Das Bestehen auf Wahrnehmungswahrnehmung als Konstitutionskriterium der Interaktion ist entscheidend für alles Weitere, weil man daran eines sehr deutlich sehen kann: Schon mit der Herstellung von Anwesenheit emergiert ein soziales Geschehen, das eigenen Regeln und Gesetzmässigkeiten folgt, d.h. dass *als soziales Geschehen* die Bedingungen, die es braucht, selbst herstellt – in genau diesem Sinne ist „Anwesenheit“ tatsächlich keine äusserliche Bedingung, sondern bereits Teil der Interaktion. Das war die Pointe von Goffmans Überlegungen. Sie lässt sich theoretisch ausbuchstabieren und weiter entwickeln, wenn man sagt, dass die Interaktion ein selbstreferenzielles, autopoietisches System ist (Luhmann 1997, S. 92 ff.). Mit dieser Gegenstandsbestimmung ist eine sehr wichtige Unterscheidung verbunden: die Unterscheidung von Interaktion und Kognition. Natürlich braucht es für die Interaktion, salopp gesagt, kognitive Leis-

tungen der Beteiligten und darüber hinaus wohl auch so etwas wie die wechselseitige Unterstellbarkeit von *Bewusstheit* und *Intentionalität* (vgl. Tomasello 1995). Was in der Interaktion passiert, lässt sich gleichwohl nicht angemessen in Termini der Kognition(en) der Beteiligten erfassen, weil es nicht um kognitive Repräsentationen, sondern um sinnlich wahrnehmbare Darstellungen (*accounts*) geht. Nur so kann man dem Gegenstand der Interaktion empirisch, methodologisch und theoretisch gerecht werden. Das ist der Grund, warum die Konversationsanalyse bekanntlich nicht über Kognition(en), geschweige denn Intentionen spricht, wenn sie Interaktion analysiert. In dieser Haltung manifestiert sich also nicht bloß eine methodisch motivierte Art vornehmer Zurückhaltung, sondern eine Entscheidung für eine bestimmte Gegenstandstheorie (Hausendorf 1992a).

Das „natürliche Zuhause“ von Sprache, von dem Goffman gesprochen hat (siehe oben), ist also ein genuin *soziales* Zuhause. Es ist das soziale Zuhause, in dem Sprache phylogenetisch entstanden ist und in dem Sprache in der Ontogenese bis heute immer wieder auftaucht. Gleichwohl ist Interaktion nicht das einzige „natürliche Zuhause“ von Sprache. Das macht die Sache kompliziert – komplizierter jedenfalls, als Goffman selbst, die Ethnomethodologie und die ihr folgende Konversationsanalyse das gesehen haben, weil sie sich bekanntlich nicht primär für Sprache, sondern für Interaktion interessiert haben. Linguistisch sind in diesem Zusammenhang mindestens zwei Ergänzungen anzumerken: *Erstens* ist Kommunikation mit und durch Sprache, wie bereits erwähnt, auch ohne Anwesenheit möglich; es gibt also, wenn man Interaktion als einen speziellen Fall von Kommunikation versteht (siehe unten), Alternativen zur Interaktion, in denen Sprache genauso zuhause ist. *Zweitens* ist Sprache nicht nur in kommunikativen, d.h. sozialen Zusammenhängen zuhause, sondern auch in anderen Funktionszusammenhängen, die ebenfalls eigenständig zu thematisieren wären (siehe unten). Es scheint mir wichtig, sich diese beiden Unterscheidungen klar zu machen; man versteht sonst die Besonderheit der Interaktion nicht, und man versteht erst recht nicht die Rolle von Sprache im Kontext der Interaktion. Ich möchte diese beiden Unterscheidungen deshalb im Rekurs auf die neuere soziologische Systemtheorie Luhmann'scher Prägung verständlich machen, in der sie systematisch reflektiert werden. In dieser Theorie werden verschiedene Gegenstandsbereiche im Sinne unterschiedlicher Systeme definiert. Die folgende Übersicht verdeutlicht den Grundgedanken und die daraus erwachsenen Implikationen:

Abb. 1: Systeme als Gegenstände (in Anlehnung an Niklas Luhmann, Soziale Systeme, 1984, S. 16)

Maschinen, Organismen, soziale Systeme und psychische Systeme stehen in dieser Übersicht (Abb. 1) für unterschiedliche Gegenstandsbereiche, über deren Beobachtung sich unterschiedliche Disziplinen konstituieren. Neben sozialen Systemen (für die sich die Soziologie interessiert), deren Operationsmodus die Kommunikation ist, gibt es psychische Systeme (die auf Kognition beruhen), biologische Systeme (z.B. neurobiologischer Natur), die auf Leben beruhen, und maschinelle Systeme, die z.B. auf Algorithmen beruhen, wenn man an Computer denkt. Interessant für die Linguistik ist zunächst, dass Sprache in allen diesen Systemen auftaucht und Sprache und Sprachlichkeit für alle diese Systeme – wenn auch in jeweils sehr unterschiedlicher Weise – von grosser Relevanz sind. Für die Linguistik sind es deshalb mögliche Gegenstandsbereiche. Es gibt also keinen Grund, warum sich die Linguistik auf eines dieser Systeme, auf *ein* Zuhause von Sprache, beschränken sollte. Aber es gibt viele gute Gründe dafür, diese Gegenstandsbereiche möglichst sauber auseinander zu halten. Das gilt nicht nur, aber es gilt insbesondere für die Unterscheidung von Kommunikation und Kognition, von sozialen und psychischen Systemen. In beiden Systembezügen ist Sprache hoch relevant, und gerade deshalb sollte man diese Systembezüge sorgfältig auseinander halten.

Des Weiteren zeigt die Übersicht, dass die Sprache selbst kein System in dem Sinne ist, wie Maschinen, Organismen, Kommunikation und Kognition Systeme sind: Weder ist die Sprache für sich genommen ein Algorithmus, noch ist sie ein Organismus, und erst recht kann Sprache nicht kommunizieren oder denken. Entgegen einer verbreiteten Metaphorik können Sprachen also nicht „sterben“, wes-

halb es prinzipiell auch keine „toten“ Sprachen geben kann. Wenn Sprache eine maschinelle, eine biologische bzw. neurobiologische, eine soziale oder eine kognitive Relevanz erlangen soll, ist sie dafür auf Rechner, auf Leben, auf Kommunikation und auf psychische Systeme angewiesen. Es ist wichtig, sich diesen Status der Sprache klar zu machen, weil es eine disziplinäre Herausforderung für die Linguistik ist, mit diesem Status der Sprache zurecht zu kommen, ohne sich vorschnell auf eine Seite zu schlagen (und z.B. das psychisch-kognitive Zuhause von Sprache gegen ihr sozial-kommunikatives Zuhause auszuspielen) oder von diesen systemcharakteristischen Erscheinungsformen zugunsten eines ‚hinter‘ diesen Erscheinungsformen gedachten ‚Sprachsystems‘ zu ‚abstrahieren‘ (siehe unten Abschnitt 3). Mit der Bezeichnung *Interaktionslinguistik* soll also die Annahme mitverstanden werden, dass Sprache auch ausserhalb sozialer Systeme zuhause ist, aber in ihrer interaktiven Relevanz eigenständig zu rekonstruieren ist.

Das gilt, wie Abbildung 1 weiter zeigt, nicht nur für die Abgrenzung zur Kognition und zur (Neuro-)Biologie. Es gilt auch für die Abgrenzung zu anderen Möglichkeiten der Realisierung sozialer Systeme. Tatsächlich sind soziale Systeme, ist Kommunikation nicht auf Anwesenheit angewiesen. Es gibt also, anders gesagt, in der sozialen Welt (zumindest unserer Gegenwart) kommunikative Alternativen zur Interaktion: „Organisationen“ und „Gesellschaft(en)“, die nicht wie die Interaktion auf „Anwesenheit“ beruhen, sondern auf „Mitgliedschaft“ und „Erreichbarkeit“. Als Konstitutionskriterien von Organisationen und Gesellschaft(en) begründen diese Kommunikationsbedingungen jeweils soziale Systeme eigenen Typs, die nicht zufällig auf Schrift und im Falle von Gesellschaft auch auf Massenmedien angewiesen sind (worauf wir hier aus Platzgründen nicht näher eingehen können, siehe aber noch unten in diesem Abschnitt).

Natürlich gibt es zwischen diesen sozialen Systemen Überlappungen – z.B. systematisch und unauflösbar zwischen Anwesenheit und Erreichbarkeit: So ist Interaktion immer auch Vollzug von Gesellschaft, weil sich Anwesenheit nicht gleichsam ausserhalb der Gesellschaft ereignen kann (wiewohl sich umgekehrt Gesellschaft fast niemals in der Interaktion unter Anwesenden erschöpft). Und auch Organisationen bedienen sich systematisch des Zusammenfallens von Anwesenheit und Mitgliedschaft, wenn man an Sitzungen und Versammlungen unter Mitgliedern denkt (Kieserling 1999, S. 371 ff.; Hausendorf 2008). Gleichwohl haben wir es mit theoretisch, methodologisch und empirisch eigenständigen sozialen Systemen zu tun. Als soziales Zuhause von Sprache prägen sie jeweils die Struktur und die Funktion sprachlicher Erscheinungsformen. Dass es Sprache z.B. nicht nur als Lauterscheinung, sondern auch in der Form von „Schrift“ gibt, die Kommunikation mit Texten und durch Texte ermöglicht, wäre ohne die Ausdifferenzierung von organisierter Mitgliedschaft und gesellschaftlicher Er-

reichbarkeit undenkbar (vgl. dazu aus nicht systemtheoretischer, also in diesem Sinne „unverdächtiger“ Perspektive Konrad Ehlichs Ausführungen zu „schriftlicher Kommunikation“: Ehlich 1994).

Auch diese Binnendifferenzierung sozialer Systeme muss aus interaktionslinguistischer Sicht ernst genommen und respektiert werden. So sollte man allen Suggestionen moderner elektronischer Schriftlichkeit zum Trotz schrift- und textbasierte Kommunikation grundsätzlich nicht als Interaktion behandeln. Anwesenheit im Sinne der o. erläuterten Wahrnehmungswahrnehmung ist bis heute auch in elektronischen Schreib- und Leseumgebungen keine Bedingung für schriftliche Kommunikation. Letztere basiert auf Lesbarkeit und Lesepräsenz (Hausendorf i.Dr.; Hausendorf et al. ersch. demn.), womit eine grundsätzlich eigene soziale Welt begründet wird, die unter eigenen Regel- und Gesetzmässigkeiten steht – so sehr sich auf der Oberfläche sprachlicher Erscheinungsformen nicht zufällig (!) Ähnlichkeiten und Wiedererkennungseffekte zeigen mögen. Gerade im Kontrast zur Textkommunikation lässt sich die anwesenheitsbasierte Interaktion sehr anschaulich profilieren, wie im Folgenden anhand der Minima der Interaktion gezeigt werden soll.

3 Sprechen und Zuhören: Minima der Interaktion

Welcher Art sind die Einsichten, die man über Sprache gewinnen kann, wenn man sie in der face-to-face-Interaktion untersucht, wenn man sich also, alltagssprachlich und etwas verkürzt ausgedrückt, für das *Sprechen und Zuhören* interessiert? Dazu soll im Folgenden ein interaktionslinguistisches Minimum vorgestellt werden,⁴ mit dem man wichtige Einsichten und nebenbei auch die Geschichte und Konjunktur interaktionslinguistischer Konzepte illustrieren kann. „Minimum“ soll heissen, dass man hinter die damit bezeichnete(n) Sache(n) nicht zurückgehen kann, wenn man Sprache in Interaktion analysiert, so sehr die Terminologie auch variieren mag (vgl. dazu den Beitrag von Deppermann in diesem Band mit z.T. anderen Bezeichnungen für die gleichen Sachverhalte). Die im Folgenden verwendeten Stichworte für die Minima der Interaktion lauten: *Materialität*, *Sequenzialität* und *Medialität*.

⁴ Ich greife an dieser Stelle einen bereits an anderem Ort publizierten Gedankengang auf (Hausendorf 2009).

3.1 Materialität des Sprechens

Unter „Materialität“ sei hier verstanden, dass Sprache, wenn sie in und für Interaktion überhaupt relevant werden soll, dazu eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt annehmen muss: „Sprechen“ meint dann, dass Sprache „hörbar“ wird und dazu auf gleichzeitiges (Zu-)Hören angewiesen ist. Der Grund für dieses Hörbarkeits-erfordernis ist, dass Interaktion auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen ist; Interaktion beginnt damit, so hatten wir betont (siehe oben Abschnitt 2), dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Dafür braucht es sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen, und genau hier liegt der grosse Zugewinn von Sprache: Ein gesprochenes Wort ist ein so unwahrscheinliches Lautereignis, dass es unter Anwesenden schwer ignoriert werden kann. Wer spricht, muss deshalb davon ausgehen, dass sein Sprechen auch als Kommunikationsereignis verstanden wird (Luhmann 1984, S. 209). In diesem Sinne garantiert das Sprechen fast immer Wahrnehmungswahrnehmung, weshalb „Selbstgespräche“ unter Anwesenden *de facto* so gut wie unmöglich sind.

Interaktion nimmt mit dem Sprechen nicht nur eine sinnlich wahrnehmbare, sondern zudem eine *exklusiv* für die Interaktion geschaffene Materialität an: Das Hervorbringen der Laute beim Sprechen stellt in seiner Materialität also eine unmittelbare Verkörperung der Interaktion dar. Dabei wird, in einem konkreten Sinn, der Körper der Anwesenden im Sinne der uns bekannten „Sprechorgane“ instrumentalisiert – und zugleich ‚absorbiert‘: Wer zuhört, achtet in der Regel auf das Was und das Wie des Sprechens, nicht aber darauf, dass und wie mit dem Einsatz der Sprechorgane Laute hervorgebracht werden (Hausendorf 1997). Im deutschen Wort „Verkörperung“ ist dieser Gedanke einer Materialisierung der Interaktion durch die Inanspruchnahme humanspezifischer Körperlichkeit sehr gut aufgehoben. Gegenwärtig viel diskutiert wird dieser Gedanke unter dem englischen Begriff „embodiment“ (siehe unten). Auch ist vorgeschlagen worden, dafür auf den Begriff des „Leibes“ zurückzugreifen (Streeck 2013; vgl. auch die Hinweise bei Loenhoff 2002).

3.2 Sequenzialität des Sprechens

Als sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform von Interaktion ist das gesprochene Wort zunächst vor allem durch seine Zeitlichkeit bestimmt. Sprechen heißt: Zeit verbrauchen. Sprechereignisse haben daher Anfang und Ende, sie sind irreversibel, und sie sind flüchtig. Genau deshalb beruhen sie auf der Gleichzeitigkeit des Sprechens und Hörens. Sequenzialität meint aber noch mehr als diese basale Inanspruchnahme von Zeit. Damit verbunden ist die Annahme, dass

die vergehende Zeit sozial ‚organisiert‘ wird, so dass Erwartungen und Erwartungserwartungen an das Nächste, an das, was kommt, an Reihenfolge und Anschluss ausgebildet werden können. Hierhin gehören prototypisch die von der Konversationsanalyse früh fokussierten *adjacency pairs*, die starke konditionelle Relevanzen aufbauen und dadurch Projektionen möglich machen, durch die das Vergehen von Zeit selbst einen sozialen Strukturwert erhält. Sequenzialität meint nicht weniger als diesen sozialen Strukturwert von Zeit (Hausendorf 2007).

Sprache ist massgeblich daran beteiligt, diesen Strukturwert der Sequenzialität hervorzubringen. Der Übergang von der Gleichzeitigkeit von Wahrnehmungswahrnehmung zum Nacheinander von Erwartungserwartungen (Luhmann 1969) ist ohne Sprache (oder etwas, was der Sprache evolutionär schon sehr nahe kommt) kaum vorstellbar. Darin liegt ein weiterer wichtiger Leistungsbeitrag von Sprache für die Interaktion. Empirisch konsequent eingelöst hat diesen Leistungsbeitrag der Sprache die Konversationsanalyse, indem sie den Beitrag des Sprechens für den Aufbau sequenzieller Strukturen immer wieder zum Thema gemacht hat.

3.3 Medialität des Sprechens

Um erklären zu können, worauf der spezielle Leistungsbeitrag der Sprache für die Interaktion zurückgeht, braucht es einen Begriff von der *Medialität* des Sprechens. Gemeint ist damit die Inanspruchnahme eines Zeichensystems, das die Unterscheidung von Lauten für die Unterscheidung von Bedeutungen ausnutzt und damit von Substanz restlos auf Form(en) übergeht. „Die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz“, wie de Saussure diese Einsicht pointiert formuliert hat (de Saussure 1967, S. 146; vgl. auch Luhmanns Begriff von Medium und Form: Luhmann 1997, S. 195 ff.). Kein anderes Kommunikationsmedium kodiert und konstruiert Wahrnehmung so differenzorientiert, wie es das Sprechen einer natürlichen Sprache verlangt und vorantreibt.

Einer linguistischen Leserschaft muss man diese Differenzorientierung der Laut- und Bedeutungsunterscheidung nicht weiter erläutern, weil sie zum Kanon der modernen strukturalistisch geprägten Linguistik gehört. Ich verstehe sie hier als mediale Charakteristik der Sprache. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sich in und mit Sprache eine Struktur verselbstständigt hat, die darauf beruht, von der Zeitlichkeit (und Augenblicksgebundenheit) des Sprechens und Zuhörens weitgehend zu abstrahieren – also gerade von dem, was den oben erläuterten Strukturwert der Sequenzialität ausmacht; der Strukturwert von Unterscheidungsunterscheidungen hat sich in Form von „Sprache“ von der Bindung an Anwesenheit weitgehend unabhängig gemacht. Nur deshalb kann sich „Sprache“

in kognitiven und wohl auch neurobiologischen Systemen einnisten, die nicht auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen sind (siehe oben Abb. 1).

Wenn wir auf die Interaktion zurückkommen, zeigt sich, dass das Sprechen seine Leistung für die Interaktion gerade dadurch erbringen kann, dass es ‚erstarrte‘ und ‚geronnene‘ Konstruktionen eigener Art für den Aufbau von Sequenzialität ins Spiel bringt. Der mediale Strukturwert von Sprache wird interaktiv für den Aufbau von Sequenzialität ausgenutzt. Sequenzialität lebt, hatten wir gesagt, vom Aufbau von Erwartungserwartungen. Genau hier ist der interaktive Mechanismus zu verorten, der für die Strukturverselbstständigung von Sprache als Medium verantwortlich ist. Vereinfacht gesagt: Je differenzierter die Strukturverselbstständigung ‚hinter‘ dem Sprechen, desto reichhaltiger die Möglichkeiten des Sprechens für den Aufbau sequenzieller Strukturen in der Interaktion. Genau das schafft (im doppelten Sinn des Wortes) „Sprache“. Sie ist so gesehen Ergebnis und Auslöser von dem, was in der Systemtheorie „strukturelle Kopplung“ genannt wird (Luhmann 2005). Die Sequenzialität des Sprechens und die Medialität des Sprechens sind insofern ko-evolutionäre Errungenschaften, die sich gegenseitig bedingen und steigern.

In der Interaktionslinguistik ist diese Ressourcenqualität der Sprache für die Interaktion in vielfältiger Hinsicht empirisch eingelöst worden. Nach wie vor dominant gilt das, wenn auch nicht exklusiv, für die Syntax als eine besonders ergiebige Ressource der Interaktion (vgl. z.B. die Beiträge in Auer/Pfänder (Hg.) 2011).

4 Aufgaben und Ressourcen der Interaktion – am Beispiel der *Situierung* des Sprechens

Materialität, Sequenzialität und Medialität bezeichnen die linguistisch relevanten Minima der Interaktion, auf die sich interaktionslinguistische Studien gleich welcher Couleur einlassen müssen, wenn sie Sprache in Interaktion auf eine empirisch wie theoretisch gewinnbringende Weise untersuchen wollen. Dieser abstrakte Zusammenhang soll im Folgenden an einem konkreten Phänomenbereich veranschaulicht werden. Dazu ist es nötig, zunächst zu klären, worin die genuin interaktionskonstitutiven Aufgaben bestehen, bezüglich derer die postulierte Ressourcenqualität der Sprache für die Interaktion überhaupt zur Geltung gebracht werden kann (siehe unten Abschnitt 4.1). Im Anschluss werde ich dann auf eine dieser Aufgaben, die Situierung, genauer eingehen, um das Zusammengreifen verschiedener Ressourcen und die Rolle der sprachlichen Ressourcen zu verdeutlichen (siehe unten Abschnitt 4.2). Dabei wird sich zeigen, dass insbeson-

dere der gebaute Raum als Ressource der Interaktion und speziell der Situierung bislang weitgehend ausser Acht gelassen worden ist. Unter dem Stichwort „Interaktionsarchitektur“ zeichnet sich an dieser Stelle eine vielversprechende neue Forschungsperspektive der Interaktionslinguistik ab (siehe unten Abschnitt 4.3).

4.1 Interaktion als Multitasking-System

Schon in der Diskussion des Anwesenheitskriteriums (siehe oben Abschnitt 2) steckt eine für das interaktionslinguistische Gegenstandsverständnis zentrale Implikation. Wenn man Anwesenheit nicht als äusserliche Bedingung der Interaktion auffasst, sondern als interaktive Errungenschaft, begreift man den Gegenstand der Interaktion von den Aufgaben her, mit deren Lösung Interaktion als eigengesetzlich soziales Geschehen emergiert. Die Herstellung von Anwesenheit ist in diesem Sinne als die grundlegende interaktionskonstitutive Aufgabe anzusehen, von der aus sich der Gegenstand der Interaktion im Hinblick auf eine Differenzierung dieser allgemeinen Aufgabe Schritt für Schritt entfalten lässt.

So abstrakt die allgemeine theoretische Prämisse ist, auf der diese Auffassung beruht,⁵ so konkret und unmittelbar empirisch fruchtbar sind die Beobachtungen, die man auf der Grundlage dieser Auffassung machen kann. Entsprechend findet sich der Grundgedanke von Interaktion als einem aufgabenlösenden Problemzusammenhang bereits in der „Rahmenanalyse“ von Erving Goffman (Goffman 1977). Der Grundgedanke ist auch bereits in den ersten klassischen Aufsätzen der Konversationsanalyse enthalten, wenn es darum geht, „Probleme“ (Fragen) zu explizieren, als deren Lösungen (Antworten) die dokumentierbaren sprachlichen Erscheinungsformen der Interaktion entdeckend rekonstruiert werden (z.B. der „terminal exchange“ durch eine Paarsequenz der Verabschiedung als finale Lösung des Beendigungsproblems: Schegloff/Sacks 1973). Schliesslich hat dieser Grundgedanke in der Frühphase der deutschsprachigen Rezeption der Konversationsanalyse in einem viel zitierten Aufsatz von Werner Kallmeyer und Fritz Schütze eine gewisse Prominenz erhalten (Kallmeyer/Schütze 1976).

Kallmeyer und Schütze hatten in diesem Aufsatz, der in den 1970er Jahren viel dazu beigetragen hat, die Konversationsanalyse in der deutschsprachigen Linguistik bekannt zu machen (und der zugleich ein eindrucksvolles Dokument für ein

⁵ Letztlich geht es um die Prämisse eines Sozialkonstruktivismus, wie er im systemtheoretischen Konzept der Autopoiesis sozialer Systeme, aber auch in soziologischen Ansätzen aus der phänomenologischen Tradition der Ethnomethodologie oder der Wissenssoziologie zum Ausdruck kommt (vgl. Knorr-Cetina 1989).

kongeniales Miteinander von Linguistik und Soziologie ist), die Idee entwickelt, dass sich Interaktion auf eine theoretische Systematik von konstitutionslogischen Anforderungen bringen lassen müsste. Mit diesem Konzept, das über eine bloße Rezeption der Konversationsanalyse bereits hinausging, hatten die Autoren allerdings dem empirischen und methodologischen Stand der Forschung sehr weitgehend vorgegriffen. Rund 40 Jahre später, vom Erscheinen des genannten Aufsatzes an gerechnet, lässt sich der seinerzeit erhobene Anspruch, interaktionskonstitutive Aufgaben auf eine systematische Weise zu explizieren, meines Erachtens ohne Weiteres einlösen.

Die folgende Übersicht veranschaulicht den Grundgedanken der Überführung der allgemeinen Aufgabe der Herstellung von Anwesenheit in eine Reihe von interaktionskonstitutiven Anforderungen mithilfe von Fragen, die jeweils auf ein in und mit Interaktion zu lösendes Problem deuten (vgl. dazu auch Hausendorf 2007). Darin spiegelt sich nicht zufällig die neuere Forschungsgeschichte der Interaktionslinguistik:

Abb. 2: Interaktionskonstitutive Probleme

Die in Abbildung 2 aufgeführten Fragen sind so gemeint, dass sie auf Probleme im Gegenstandsbereich selbst verweisen – also auf Probleme, die in und mit Interaktion irgendwie gelöst werden müssen, damit Interaktion überhaupt in Gang kommen kann. Die analytische Aufgabe besteht dann darin, zu rekonstruieren, wie diese Fragen interaktiv beantwortet werden. Es geht dabei um Probleme, so

die These, die so grundlegend sind, dass sie in jeder x-beliebigen Interaktion auf irgendeine Weise gelöst werden müssen. Von daher handelt es sich um Anforderungen, die die Aufgaben der Interaktion benennen. Die Fragen sind in Abbildung 3 entsprechend durch deverbale Nominalisierungen ersetzt worden:

Abb. 3: Interaktion als Multitasking

Von diesen Aufgaben her gesehen, erweist sich die Interaktion als Multitasking-System. Die Stichworte sind so gewählt, dass man mit ihnen ohne Weiteres die neuere Forschungsgeschichte der Interaktionslinguistik nachzeichnen könnte. Zum Beispiel ist das Turn-Taking mit seiner Who-comes-next-Fokussierung in der Forschung die bis heute mit Abstand prominenteste Aufgabe geblieben. Hier fallen interaktionslinguistische und konversationsanalytische Perspektiven unmittelbar zusammen, während etwa die Rahmung eher über Goffman und Gumperz, also aus der Soziolinguistik und der Ethnographie der Kommunikation (Gumperz/Dell (Hg.) 1964), in die Interaktionslinguistik gekommen ist. Erst später, dann aber sehr intensiv ist schliesslich auch die Positionierung (als Oberbegriff für die Selbst- und Fremddarstellung) wieder in den Fokus gerückt, was speziell für den Bereich der sozialen Kategorisierung gilt, einem der langjährigen Forschungsschwerpunkte am IDS in den 1980er und 1990er Jahren. Schliesslich findet sich in diesem Katalog auch die Aufgabe der Situierung, die über lange Jahre vergleichsweise wenig erforscht worden ist und die deshalb im Folgenden etwas genauer betrachtet werden soll.

4.2 Die Aufgabe der Situierung

In jeder Interaktion muss auf irgendeine Weise geklärt werden, was in einer Situation aus der Fülle des für die Anwesenden gerade Wahrnehmbaren (Sicht-, Hör-, Riech-, Tast-, Schmeckbaren) auch tatsächlich für die Interaktion relevant werden soll. Das ist die Aufgabe der Situierung (Hausendorf 2010, 2013), mit der die in der Pragmatik gerne so genannte „Sprechsituation“ als eine interaktive Hervorbringung erfassbar wird. Lange ist die Sprechsituation speziell in der Konversationsanalyse mehr vorausgesetzt als tatsächlich untersucht worden. Das hat sich seit etwa den 1990er Jahren vor allem mit einer Reihe von Untersuchungen zur sprachlichen und gestischen Deixis verändert (vgl. Stukenbrock 2014). Insbesondere in den letzten Jahren hat der Aufgabenbereich der Situierung unter dem Stichwort „Interaktionsraum“ (Mondada 2007) international eine ausgesprochen rege Forschungstätigkeit erfahren, die bis heute nicht abgerissen ist. Man sieht das (nicht nur, aber auch und gerade) daran, welche Bedeutung Videoaufzeichnungen für die Interaktionslinguistik der letzten Jahre bekommen haben (Mondada 2006; Schmitt 2006). In der deutschsprachigen Forschung sieht man es sehr konkret auch an der Mannheimer Multimodalitätsforschung, aus der seit 2007 nicht weniger als drei Sammelbände und zwei Monographien allein in den „Studien zur Deutschen Sprache“ hervorgegangen sind (Schmitt (Hg.) 2007; Mondada/Schmitt (Hg.) 2010; Hausendorf/Mondada/Schmitt (Hg.) 2012; Heidtmann 2009; Schmitt 2013).

Der Phänomenbereich der Situierung ist zugleich eine Art *telling case* für die Geschichte und die Aktualität der Interaktionslinguistik. Einerseits gibt es mit der „context analysis“ eine sehr ehrwürdige Forschungstradition in genau diesem Bereich, die mit den Arbeiten von Autoren wie Bateson, Birdwhistell und Kendon verbunden ist und bis weit in die 1960er Jahre zurückreicht (vgl. dazu Kendon 1990c), dann aber über lange Jahre mit der Fokussierung auf die „verbale Interaktion“ und auf Audioaufzeichnungen und Transkriptionen in den Hintergrund geraten ist. Andererseits wird die Thematik der Situierung seit einigen Jahren gerade ausserhalb der Interaktionslinguistik (wieder)entdeckt. Das gilt etwa für die evolutionär und kognitiv orientierte Anthropologie, wenn man an ein Konzept wie „joint attention“ denkt (vgl. z.B. die Beiträge in Moore/Dunham (Hg.) 1995). Es gilt auch für Richtungen in der KI-Forschung und Robotik, wenn man z.B. an das dort verstärkt aufgekommene Interesse am Zeigen und an der Deixis denkt (vgl. z.B. Salem et al. 2012). In die Linguistik kommt auf diese Weise über Umwege ein Interesse an Themen und Fragestellungen zurück, die genuin interaktionslinguistischer Natur sind.

Es ist bekannt, dass in der konversationsanalytisch geprägten Interaktionslinguistik (auch als Effekt der anfänglichen Fokussierung auf Telefongespräche) sehr lange die Zeitlichkeit der Interaktion und mit ihr die Sequenzialität des Sprechens im Vordergrund stand (siehe oben Abschnitt 3). Mit der Situierung kommt nunmehr der lange vernachlässigte Aspekt der Räumlichkeit der Interaktion ins Spiel. Dabei sind mindestens drei Dimensionen von Räumlichkeit zu unterscheiden, die für die Situierung wesentlich sind und mit der spezifische Teilaufgaben der Situierung verbunden sind:

- Wahrnehmungsräume schaffen (Ko-Orientierung!),
- Bewegungsräume schaffen (Ko-Ordination!),
- Spiel- und Handlungsräume schaffen (Ko-Operation!).

Die hier angesetzte Dreiteilung folgt der aus der „Sozialpsychologie des Raumes“ bekannten Trias von Wahrnehmung, Bewegung und Handlung (vgl. Kruse/Graumann 1978). Sie erlaubt es, die komplexe Aufgabe der Situierung weiter zu differenzieren im Hinblick auf die damit verbundenen Unteraufgaben der Ko-Orientierung, der Ko-Ordination und der Ko-Operation. In einer konkreten Interaktion greift die Erledigung dieser Aufgaben natürlich ineinander, so dass die Aufgaben überlappend bearbeitet werden. So impliziert Ko-Operation in fast allen Fällen Ko-Ordination und Ko-Orientierung. Gleichwohl gibt es aber z.B. auch sehr interessante Phänomene von Ko-Orientierung ohne Ko-Ordination und Ko-Operation, wenn man an den von Goffman früh in seiner Relevanz erkannten Bereich der „nicht-fokussierten“ Interaktion denkt (Goffman 1963). Darauf sei an dieser Stelle nicht weiter eingegangen und stattdessen die Relevanz des Präfixes „Ko-“ in jeder dieser Aufgaben hervorgehoben: Das „Ko“-Präfix ist grundlegend, weil es den Übergang von individuellen Aktivitäten (Wahrnehmungen, Bewegungen, Handlungen) zu Erscheinungsformen von sozialer Interaktion markiert. Nicht alles, was Anwesende wahrnehmen können, wird schon deshalb auch interaktiv relevant. Genau deshalb braucht es Ko-Orientierung. Nicht jede Bewegung, die Anwesende in Gegenwart anderer ausführen, wird schon deshalb interaktiv relevant. Genau deshalb braucht es Ko-Ordination. Und nicht jede Handlung, mit der Anwesende beschäftigt sein mögen, wird schon deshalb interaktiv relevant. Genau deshalb braucht es Ko-Operation. Vor allem Prozesse der Ko-Operation haben in der Interaktionslinguistik im Mittelpunkt gestanden; in ihnen manifestiert sich der gemeinsame Fokus der in genau diesem Sinne „fokussierten“ Interaktion sensu Goffman (Goffman 1961). Auch sind es Prozesse der Ko-Operation, aus denen die Sprache als Kommunikationsmedium hervorgegangen ist und in denen sie nach wie vor zuhause ist (siehe oben Abschnitt 2). Es sind die mannig-

faltigen „Sprachspiele“ (Wittgenstein), in denen sich der genuine Leistungsbeitrag der Sprache für die Interaktion manifestiert (siehe oben Abschnitt 3), während Prozesse der Ko-Ordination und Ko-Orientierung weitgehend auf der Sensorik und Motorik Anwesender aufrufen, die die Sprache in vielen Fällen zu einem unscheinbaren Gast werden lassen.

Damit ist bereits angedeutet, dass die Situierung nicht voraussetzungslos geschieht, sondern auf Ressourcen zurückgreifen kann, die in ihrer Ressourcenqualität für die Interaktion bis heute unterschiedlich gut erforscht sind:

- Sprache: Lokale Deixis, „spatial grammar“, raumbezogene Lexik und Semantik,
- Sensorik, Motorik und „spatial cognition“,
- Raum: Interaktionsarchitektur – Sozialtopographie – Interaktionsraum.

Sehr gut untersucht sind die sprachlichen Ressourcen der Interaktion, wenn man an Phänomene denkt wie die grammatische Markierung und Kodierung räumlicher Verhältnisse, an die schon angesprochene lokale Deixis oder an die vielen Möglichkeiten der Referenz auf Raum und Räumlichkeit. Nicht zufällig sind diese sprachlichen Ressourcen oftmals aus sprachübergreifender und sprachvergleichender Perspektive in den Blick geraten. Sehr gut untersucht sind auch die kognitiven Ressourcen, was man an den vielen in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten zum Verhältnis von Sprache und Raum erkennen kann, die fast ausnahmslos auf die Raumkognition fokussieren (vgl. für viele die Beiträge in Hickmann/Stéphane (Hg.) 2006 und Levinson/Wilkins (Hg.) 2006).

Schon weniger gut untersucht sind die Bedeutung von Wahrnehmung und Bewegung, also Sensorik und Motorik, als humanspezifische Ressourcen der Situierung. Hier hat die u.a. stark linguistisch geprägte Interaktionsraumforschung der letzten Jahre angesetzt (vgl. z.B. Schmitt (Hg.) 2007), und hierhin gehören viele der neueren Arbeiten zum schon genannten „embodiment“ (Streeck/Goodwin/LeBaron (Hg.) 2011). So gut wie gar nicht untersucht sind schliesslich bis heute die im weitesten Sinne räumlich-architektonischen Ressourcen der Situierung. An dieser Stelle tut sich gerade inter- und transdisziplinär ein neues Forschungsgebiet auf zwischen Linguistik, Raum- und Architektursoziologie und Sozialgeografie. Dabei geht es um ein Kontinuum von raumbasierten Benutzbarkeitshinweisen (den *affordances* der *environmental psychology* vergleichbar: Gibson 1977), vertrauthitsabhängig interpretierten Nutzungen dieser Hinweise bis hin zur interaktiven Aneignung der jeweiligen Ressourcen in Gestalt der Hervorbringung des für eine konkrete Interaktion in einem konkreten Augenblick gerade relevanten Interaktionsraumes (Hausendorf/Kesselheim 2013).

Das Forschungsprogramm, um das es hier geht, skizzieren Hausendorf und Schmitt mit dem Begriffspaar Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie (Hau-

sendorf/Schmitt 2013).⁶ Was damit gemeint ist, soll abschliessend kurz skizziert werden, weil man daran sehen kann, wie die verschiedenen Ressourcen zusammenwirken, um Situierungsprobleme auf eine höchst effektive und unscheinbare Weise zu lösen.

4.3 Interaktionsarchitektur

Mit dem Begriff der *Interaktionsarchitektur* sollen die Ressourcen erfasst werden, die der gebaute (und ausgestattete) Raum für die Bearbeitung der konstitutiven Aufgaben der Interaktion zur Verfügung stellt. Vorrangig gehört dazu die Art und Weise, wie Architektur dazu beiträgt, die grundlegenden Situierungsanforderungen zu lösen, die mit einer jeden konkreten Interaktionsepisode verbunden sind. Es geht, vereinfachend gesagt, um eine analytische Perspektive auf Architektur, die diese rigoros als Antwort auf Interaktionsprobleme bezieht, unabhängig davon, ob das von Architekten und Architektinnen intendiert worden ist oder nicht.⁷ Gewiss kann man fragen, ob unter einer solchen Perspektive nicht jede Architektur zur ‚Interaktionsarchitektur‘ wird und ob der Begriff dann überhaupt noch eine Unterscheidungskraft hat. Anders als Komposita wie „Repräsentationsarchitektur“ oder „Gegenwartsarchitektur“ verweist der Begriff Interaktionsarchitektur ja nicht auf einen Baustil oder eine Bauepoche. Aber er lenkt den Blick z.B. darauf, dass es in der Tat Architekturen für Interaktion unter Anwesenden (als anwesend Antizipierten) und dann fast immer sofort für recht spezifische Interaktionsereignisse gibt, und dass das keinesfalls immer und automatisch so sein muss. Zum Beispiel gibt es offensichtlich auch Architekturen für Intimität und Privatheit, die nicht nur nicht für Interaktion gebaut sind, sondern Interaktion sogar auszuschliessen erlauben. Das „Gäste-WC“, von dessen Architektur eine Suchanfrage im Internet sofort einen Eindruck gibt, ist z.B. ein Ort ohne erkennbare Interaktionsarchitektur. Worum es geht, wird sofort klar, wenn man diesen Ort mit einem „Öffentlichen WC“ (einer „Bedürfnisanstalt“) vergleicht, dessen Architektur Zeugnis davon ablegt, dass an diesem Ort Wahrnehmungswahrneh-

⁶ Das Forschungsprogramm ist Gegenstand einer zwischen dem Institut für Deutsche Sprache (Abteilung Pragmatik) und der Universität Zürich (UFSP Sprache und Raum) seit einigen Jahren bestehenden Kooperation.

⁷ Eine solche Perspektive kann an verschiedene Ansätze aus der Architektursoziologie, der Architektursemiotik und der Architekturtheorie anschliessen (vgl. dazu ausführlicher Hausendorf/Kesselheim 2013, S. 11 ff.).

mungen unter Anwesenden antizipiert werden und die deshalb in einem aussagekräftigen Sinn als ‚Interaktionsarchitektur‘ bezeichnet werden kann. Noch deutlicher vor Augen tritt das Phänomen der Interaktionsarchitektur in der Masse, in der sozial hoch spezialisierte und entsprechend institutionalisierte Interaktionsereignisse (wie eine *Vorlesung*) ein eigens für sie gebautes architektonisches Zuhause (wie einen *Hörsaal*) gefunden haben und die Differenzierung der Interaktion auf diese Weise mit der Differenzierung von Organisationen (wie der *Universität*) Hand in Hand geht.

Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen hat die gesprächs- und konversationsanalytische Erforschung institutionalisierter Kommunikation in ihrem mehr oder weniger exklusiven Zugriff auf das Gesprochen-Gehörte diese Einbettung der sprachlichen Erscheinungsformen der Interaktion in die Interaktionsarchitektur der Institutionen lange weder empirisch noch theoretisch angemessen zur Geltung bringen können. Diese Situation hat sich inzwischen mit dem Aufschwung der audiovisuellen Aufzeichnungstechnologien und einem vermehrten Interesse an Phänomenen der Verkörperung des Sprechens (siehe oben Abschnitt 3.1) deutlich verändert (vgl. z.B. die Studien in Mondada/Schmitt (Hg.) 2010 und de Stefani/Gazin/Ticca (Hg.) 2012). Ohne an dieser Stelle einen entsprechenden Forschungsbericht einfügen zu wollen, soll anhand einiger hervorstechender architektonischer Merkmale der „Auditoriologie“ (Aschoff 1971) verständlich gemacht werden, wie die oben genannten Probleme der Situierung im Falle des Interaktionsereignisses „Vorlesung“ hoch effektiv durch Architektur gelöst werden können. Es soll, anders gesagt, gezeigt werden, wie in diesem Fall Interaktion schon dadurch *als Vorlesung* zustande kommen kann, dass die Anwesenden wie selbstverständlich die baulichen Ressourcen des *Hörsaals* in Anspruch nehmen (indem sie z.B. an bestimmten vorgesehen Stellen Platz nehmen). Der Hörsaal erscheint dann geradezu als Stein gewordene Antwort auf die genuinen Probleme des Interaktionstyps Vorlesung, so dass man aus seiner Architektur die soziale Typik der in ihm antizipierten Interaktion rekonstruieren kann.⁸ In diesem Sinne ist etwa die hörsaaltypische Architektur mit der Gegenüberstellung von *Podium* und *ansteigenden Sitzreihen* hoch aufschlussreich für das auf diese Weise räumlich vorstrukturierte, also nicht nur ermöglichte, sondern auch nahegelegte soziale Geschehen:

⁸ Diese Perspektive einer *Archäologie der Interaktion* wird in Hausendorf (2012) am Beispiel von Mitschnitten von Vorlesungsanfängen entwickelt.

Abb. 4: Podium und Sitzreihen im Hörsaal (Abbildungsnachweis in Hausendorf 2012)

Podium und Sitzreihen (wie die hier mehr oder weniger willkürlich abgebildeten) machen sofort evident, dass das Interaktionsereignis, das an diesem Ort architektonisch antizipiert wird, einerseits ein Ereignis für viele, für eine grosse Anzahl (Menge, *Masse*) von Anwesenden ist, das aufgrund der offenbar erwarteten Teilnehmerzahl den Charakter einer *Versammlung* hat (weshalb der Hörsaal architektonisch auch als „Hallenraum“ (Gellinek 1933) bzw. als „Versammlungsstätte“ (Haase/Senf 1995) bezeichnet worden ist). Andererseits ist es, das ist gleichermaßen evident, ein Ereignis für eine Gruppe, die in ihrem Aufmerksamkeitsfokus gleichsinnig ausgerichtet ist auf einen Fluchtpunkt vor den Sitzreihen (ein Vorne) und in diesem Sinne ein *Publikum* bildet, das einem vorne (auf dem Podium) stattfindenden Geschehen folgt und untereinander nur mit besonderem Aufwand fokussiert interagieren kann. Schon diese beiden Beobachtungen, die noch gar nicht den spezifischen institutionellen Charakter der Versammlung (als Vorlesung) thematisieren, veranschaulichen, dass wir es hier mit einem Interaktionsereignis zu tun haben, das Situierungsanforderungen bewältigen muss, die sich daraus ergeben, dass auch unter einer nicht mehr überschaubaren Menge von Anwesenden (z.B. Hunderten) die Beteiligten noch davon ausgehen können,

dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, so dass eine Art Allinklusion der im umbauten Raum Anwesenden erfolgen kann. Anders als eine Schulstunde im Klassenzimmer ist eine Vorlesung im Hörsaal aufgrund der Vorkehrungen für Allinklusion einer nicht mehr überschaubaren Menge Anwesender ein tendenziell *öffentliches* Ereignis, das die Kapazitäten der an die Wahrnehmbarkeit von Wahrnehmung gebundenen Interaktion offensichtlich strapaziert und gerade deshalb auf besondere Ressourcen technischer und architektonischer Art angewiesen ist.

So läuft die Ko-Orientierung, also die Selektion der für die Interaktion relevanten Wahrnehmungen der Anwesenden, bereits mit dem Platznehmen in den auf ein Podium ausgerichteten und dabei aufsteigenden Sitzreihen an, weil sich die Platznehmenden – je mehr sich die Reihen füllen, desto stärker – in einer Position finden, in der sie fast nicht umhin können, das zu beobachten, was vorne geschieht, so dass sich eine fokale Zone auszubilden beginnt, in der alles, was geschieht, in den Sog von Wahrnehmungswahrnehmungen gerät und damit nolens volens interaktiv relevant wird. Wenn die Vorlesung sprachlich eröffnet wird, ist das Problem der Ko-Orientierung also zumeist längst gelöst, ohne dass die Beteiligten durch Prozesse der synchronisierten Annäherung und Körperzuwendung und durch sprachliche oder gestische Gruss-Gegengruss-Rituale (wie Kendon sie am Beispiel der Begrüssung von Neuankömmlingen auf Partys beschrieben hat, siehe oben Abschnitt 2) die Wahrnehmungswahrnehmung bestätigen und verfestigen müssen. Die sprachliche Begrüssung kann sich unter diesen Bedingungen von ihrer Primärnützlichkeit der Ko-Orientierung freimachen und als performatives Begrüssungsritual (ohne Gegengrusserwartung) bereits den institutionellen Charakter des Interaktionsereignisses im Sinne der Rahmung etablieren. Genau daran kann man sehen, wie effektiv und ökonomisch sensorisch-motorische, sprachliche und architektonische Ressourcen in Anspruch genommen werden können, um das für Interaktion charakteristische Multitasking zu realisieren (siehe oben Abschnitt 4.1).

Wir haben damit freilich nur einen Aspekt der Interaktionsarchitektur berührt, der weitgehend auf dem beruht, was in diesem Fall durch die Bestuhlung („Gestühlanordnung“) des Hörsaals wahrnehmbar gemacht wird und deshalb als Ressource für die auf der Sensorik beruhenden Ko-Orientierung genutzt werden kann. Ähnliches könnte man mit Blick auf die Details der Sitzreihen mit aufklappbaren Sitz- und Schreibflächen und ihre Implikationen für die humanspezifische Motorik nachzeichnen (z.B. die Begehrbarkeit der Sitzreihen und die weitgehende Einschränkung von Bewegungen, nachdem Platz genommen wurde): Die einmal eingenommene Konfiguration bekommt durch die fest montierten Sitzreihen eine eigene Fixierung, was die Beteiligten weitgehend von der Aufgabe der Ko-Ordi-

nation ihrer Bewegungen entlastet und eine Konzentration z.B. auf individuelle Hand-Auge-Koordinationen („Visuomotorik“) ermöglicht, wie sie für das Ab- und Mitschreiben erforderlich sind. Auch hier sieht man, wie humanspezifische Wahrnehmungs- und Bewegungskapazitäten durch Architektur für andere Aufgaben ‚freigestellt‘ werden können. All das berührt architektonische Benutzbarkeitshinweise, die sich unmittelbar auf die Situierung der Interaktion auswirken und dabei primär die Sensorik und Motorik adressieren und den Interaktionsraum als Wahrnehmungs- und Bewegungsraum profilieren.

Noch ausser Acht gelassen haben wir dabei, dass die Architektur des Raumes natürlich über die Sensorik und Motorik hinaus die soziale Kognition der Anwesenden mitadressiert, dass es, anders gesagt, stark vertrauthits- und wissensabhängige architektonische Benutzbarkeitshinweise gibt, zu denen etwa die Wiedererkennbarkeit von Podium und Sitzreihen als Kernelementen eines „Hörsaals“ gehört. Dass mit dem Einnehmen der Plätze in den Sitzreihen eine institutionalisierte soziale Positionierung erfolgt, gehört nicht zu den unmittelbar wahrnehmbaren und basalen architektonischen Benutzbarkeitshinweisen, sondern zu den stark *vertrauthits- und wissensbasierten* Benutzbarkeitshinweisen der Hörsaalarchitektur. Ebenso kann man wissen, dass der „an bestimmter, erhöhter und bedeutsam ausgestalteter Stelle“ auf dem Podium eingerichtete „Platz“ (Gellinek 1933, S. 8) als „Lehrkanzel“ oder „Lehrstuhl“ ein mobiliarer Hinweis auf die soziale Position des/r Lehrenden ist und dass der historische Wandel der Ausstattung dieses Platzes auch den historischen Wandel der fraglichen sozialen Position des/r Vorlesenden indiziert. Wie immer man die Tragweite der Aussagekraft dieser hörsaalarchitektonischen Merkmale auch einschätzen mag, ist doch schwer von der Hand zu weisen, dass insbesondere die vertrauthitsabhängigen Benutzbarkeitshinweise der Hörsaalarchitektur dazu beitragen, dass neben den Situierungsanforderungen zugleich auch Rahmungs- und Positionierungsanforderungen bewältigt werden, die dann auch weiter auf die zu lösenden Sprecherwechsel- und thematischen Anforderungen ausstrahlen können. Auch ohne an dieser Stelle in die Details zu gehen, zeigt sich also, wie sensomotorische, sprachliche und architektonische Ressourcen zusammenspielen, so dass mit der Inanspruchnahme der Hörsaalarchitektur das vorlesungsspezifische Multitasking der Interaktion realisiert werden kann. Der Hörsaal als Interaktionsraum wird auf diese Weise sozialtopografisch aufgeladen als soziales Zuhause der Interaktion vom Typ *Vorlesung*, ohne dass darüber in der Regel unter den Anwesenden (noch) gesprochen werden müsste.

5 Ausblick

Nicht nur im Hinblick auf die Situierung und den Interaktionstyp der Vorlesung, sondern im Hinblick auf sämtliche interaktionskonstitutiven Anforderungen und ihre Bewältigung in einer x-beliebigen Interaktion wirken die sprachlichen, die humanspezifischen und die architektonischen Ressourcen zusammen. Es darf als ein echtes Desiderat der interaktionslinguistischen Forschung gelten, das Zusammenspiel dieser Ressourcen nicht nur theoretisch zu postulieren, sondern auch tatsächlich empirisch einzulösen. Darin liegt angesichts einer rasant voranschreitenden Entwicklung der digitalen Dokumentations-, Visualisierungs- und Animationstechnologien auch eine methodologische und technologische Herausforderung: Die Einlösung der skizzierten Perspektive stellt neuartige Anforderungen an die Erhebung und Aufbereitung unserer Daten (etwa mit Blick auf den vermehrt zu beobachtenden Einsatz von mobilen Eyetracking-Systemen), an die Visualisierung unserer Ergebnisse (z.B. mit Mitteln der Animation digitaler Videoaufzeichnungen) und an unser Verständnis von dem, was Sprache als Kommunikationsmedium in einer grundlegend multimodal konstituierten Interaktion leistet. „Interaktionslinguistik“ ist so gesehen ein hoch aktuelles Forschungsgebiet.

Literatur

- Aschoff, Volker (1971): Hörsaalplanung. Grundlagen und Ergebnisse der Auditoriologie. Empfehlungen für den Bau von Hörsälen. (= Staatliche Hochbauten in Nordrhein-Westfalen 1). Essen.
- Auer, Peter/Pfänder, Stefan (Hg.) (2011): *Constructions: emerging and emergent*. (= *Linguae & Litterae* 6). Berlin u.a.
- Bergmann, Jörg (2001): Das Konzept der Konversationsanalyse. In: Brinker et al. (Hg.): 2. Halbbd., S. 919–927.
- Brinker, Klaus et al. (Hg.) (2001): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2 Bde. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 16). Berlin/New York.
- Elhlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. 1. Halbbd. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 10.1). Berlin u.a., S. 18–41.
- Gellinek, Christian (1933): *Der Hörsaal im Hochschulbau*. Dissertation zur Erlangung der Würde eines Doktor-Ingenieurs der Technischen Hochschule zu Berlin. Technische Hochschule Berlin.
- Gibson, James J. (1977): The theory of affordances. In: Shaw, Robert/Bransford, John (Hg.): *Perceiving, acting, and knowing. Toward an ecological psychology*. Hillsdale, NJ/New York, S. 67–82.

- Goffman, Erving (1961): *Encounters. Two studies in the sociology of interaction*. Indianapolis.
- Goffman, Erving (1963): *Behavior in Public Places. Notes on the social organization of gatherings*. New York.
- Goffman, Erving (1964): The neglected situation. In: Gumperz/Dell (Hg.), S. 133–136.
- Goffman, Erving (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a.M.
- Gumperz, John J./Dell, Hymes (Hg.) (1964): *The ethnography of communication*. (= *American Anthropologist* 66.6,2). Menasha, WI.
- Haase, Korinna/Senf, Matthias (1995): *Materialien zur Hörsaalplanung*. (= *Hochschulplanung* 111). Hannover.
- Hausendorf, Heiko (1992a): Das Gespräch als selbstreferentielles System. Ein Beitrag zum empirischen Konstruktivismus der ethnomethodologischen Konversationsanalyse. In: *Zeitschrift für Soziologie* 21, S. 83–95.
- Hausendorf, Heiko (1992b): Gespräch als System. Linguistische Aspekte einer Soziologie der Interaktion. Opladen.
- Hausendorf, Heiko (1997): Die Körperlichkeit des Sprechens: Ein Stilmittel der mündlichen Kommunikation? In: Selting, Margret (Hg.): *Sprech- und Gesprächsstile*. Berlin/New York, S. 400–426.
- Hausendorf, Heiko (2003): Deixis and speech situation revisited. The mechanism of perceived perception. In: Lenz, Friedrich (Hg.): *Deictic conceptualisation of space, time and person*. (= *Pragmatics & Beyond*, N.S. 112). Amsterdam/Philadelphia, S. 249–269.
- Hausendorf, Heiko (2007): ‚Was kommt als Nächstes?‘. Fokussierungen revisited. In: Hausendorf, Heiko (Hg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. (= *Studien zur Deutschen Sprache* 37). Tübingen, S. 221–246.
- Hausendorf, Heiko (2008): Anwesenheit und Mitgliedschaft – eine soziologische Unterscheidung und ihr Wert für die linguistische Analyse von Organisationskommunikation. In: Menz, Florian/Müller, Andreas P. (Hg.): *Organisationskommunikation. Grundlagen und Analysen der sprachlichen Inszenierung von Organisation*. (= *Managementkonzepte* 34). München, S. 71–97.
- Hausendorf, Heiko (2009): Das pragmatische Minimum: Materialität, Sequentialität, Medialität. In: Linke, Angelika/Feilke, Helmuth (Hg.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. (= *Reihe Germanistische Linguistik* 283). Tübingen, S. 187–199.
- Hausendorf, Heiko (2010): Interaktion im Raum. Interaktionstheoretische Bemerkungen zu einem vernachlässigten Aspekt von Anwesenheit. In: Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2009). Berlin/Boston, S. 163–197.
- Hausendorf, Heiko (2012): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In: Stefani/Gazin/Ticca (Hg.), S. 43–68.
- Hausendorf, Heiko (2013): On the interactive achievement of space – and its possible meanings. In: Auer, Peter et al. (Hg.): *Space in language and linguistics. Geographical, interactional, and cognitive perspectives*. (= *Linguae & Litterae* 24). Berlin/New York, S. 276–303.
- Hausendorf, Heiko (i.Dr.): Warum der Text ein lesbares Etwas ist. Überlegungen zu Lesbarkeit als Bedingung schriftsprachlicher Kommunikation. In: Wagner, Franc (Hg.): *Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie*. Basel.

- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang (2013): Können Räume Texte sein? Linguistische Überlegungen zur Unterscheidung von Lesbarkeits- und Benutzbarkeitshinweisen. (= Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (SpuR) 02). UFSP Sprache und Raum. Zürich. Internet: www.spur.uzh.ch/research/SpuR_Arbeitspapiere_Nr02_Aug2013.pdf (Stand: 9.5.2014).
- Hausendorf, Heiko/Schmitt, Reinhold (2013): Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie. Umriss einer raumlinguistischen Programmatik. (= Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (SpuR) 01). Zürich. Internet: www.spur.uzh.ch/research/SpuR_Arbeitspapiere_Nr01_Mai2013.pdf (Stand: 9.5.2014).
- Hausendorf, Heiko/Mondada, Lorenza/Schmitt, Reinhold (Hg.) (2012): Raum als interaktive Ressource. (= Studien zur Deutschen Sprache 62). Tübingen.
- Hausendorf, Heiko et al. (ersch. demn.): Ko-Konstruktionen in der Schrift? Zur Unterscheidung von Face-to-Face-Interaktion und Textkommunikation am Beispiel des Editierens fremder Beiträge in einem Online-Lernforum. In: Dausendschön-Gay, Ulrich/Gülich, Elisabeth/Krafft, Ulrich (Hg.): Ko-Konstruktionen als interaktive Verfahren. Bielefeld.
- Heidtmann, Daniela (2009): Multimodalität der Kooperation im Lehr-Lern-Diskurs. Wie Ideen für Filme entstehen. (= Studien zur Deutschen Sprache 50). Tübingen.
- Heritage, John (1984): Garfinkel and ethnomethodology. (= Social and Political Theory from Polity Press). Cambridge.
- Hickmann, Maya/Stéphane, Robert (Hg.) (2006): Space in languages. Linguistic systems and cognitive categories. (= Typological Studies in Language 66). Amsterdam.
- Imo, Wolfgang (2013): Sprache in Interaktion: Analysemethoden und Untersuchungsfelder. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 49). Berlin/Boston.
- Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2014): Ansichten und Einsichten. 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache. Mannheim.
- Kallmeyer, Werner (2014): Die Abteilung Pragmatik. In: Institut für Deutsche Sprache (Hg.), S. 254–275.
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1976): Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, S. 1–28.
- Kendon, Adam (1990a): Conducting interaction. Patterns of behavior in focused encounters. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 7). Cambridge.
- Kendon, Adam (1990b): A description of some human greetings. In: Kendon (1990a), S. 153–207.
- Kendon, Adam (1990c): Some context for context analysis. A view of the origins of structural studies of face-to-face interaction. In: Kendon (1990a), S. 15–49.
- Kieserling, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a.M.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. In: Soziale Welt 40, S. 86–96.
- Kruse, Lenelis/Graumann, Carl Friedrich (1978): Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung. In: Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20). Opladen, S. 177–219.
- Levinson, Stephen C./Wilkins, David (Hg.) (2006): Grammars of space. Explorations in cognitive diversity. (= Language, Culture, and Cognition 6). Cambridge u.a.
- Loenhoff, Jens (2002): Sensomotorische Bedingungen von Kommunikation und Handlung. In: Hahn, Kornelia/Meuser, Michael (Hg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. (= Analyse und Forschung. Sozialwissenschaften). Konstanz, S. 45–69.

- Luckmann, Thomas (1984): Das Gespräch. In: Stierle, Karlheinz/Warning, Rainer (Hg.): Das Gespräch. (= Poetik und Hermeneutik 11). München, S. 49–64.
- Luhmann, Niklas (1969): Normen in soziologischer Perspektive. In: Soziale Welt 20, S. 28–48.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilbd. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (2005): Wie ist Bewusstsein an Kommunikation beteiligt? In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung. Bd. 6: Die Soziologie und der Mensch. 2. Aufl. Wiesbaden, S. 38–54.
- Mondada, Lorenza (2006): Video recording as the reflexive preservation and configuration of phenomenal features for analysis. In: Knoblauch, Hubert et al. (Hg.): Video analysis: Methodology and methods. Qualitative audiovisual data analysis in Sociology. Frankfurt a.M., S. 51–67.
- Mondada, Lorenza (2007): Interaktionsraum und Koordinierung. In: Schmitt, Reinhold (Hg.): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 38). Tübingen, S. 55–93.
- Mondada, Lorenza/Schmitt, Reinhold (Hg.) (2010): Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 47). Tübingen.
- Moore, Chris/Dunham, Philip J. (Hg.) (1995): Joint attention. Its origins and role in development. Hillsdale, NJ.
- Rossano, Federico (2012): Gaze in conversation. In: Sidnell, Jack/Stivers, Tanya (Hg.): Handbook of Conversation Analysis. New York, S. 308–329.
- Salem, Maha et al. (2012): Generation and evaluation of communicative robot gesture. In: International Journal of Social Robotics 4, S. 201–217.
- Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin.
- Schegloff, Emanuel A. (1982): Discourse as an interactional achievement. Some uses of 'uh huh' and other things that come between sentences. In: Tannen, Deborah (Hg.): Analyzing discourse: text and talk. (= Georgetown University Round Table in Languages and Linguistics 32). Washington, DC, S. 71–93.
- Schegloff, Emanuel A./Sacks, Harvey (1973): Opening up closings. In: Semiotica 8, S. 289–327.
- Schmitt, Reinhold (2006): Videoaufzeichnungen als Grundlage für Interaktionsanalysen. In: Deutsche Sprache 34, S. 18–31.
- Schmitt, Reinhold (Hg.) (2007): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Tübingen.
- Schmitt, Reinhold (2013): Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion. Tübingen.
- Stefani, Elwys de/Gazin, Anne-Danièle/Ticca, Anna Claudia (Hg.) (2012): Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. (= Bulletin VALS-ASLA 96). Neuchâtel.
- Streeck, Jürgen (2013): Interaction and the living body. In: Journal of Pragmatics 46, S. 69–90.
- Streeck, Jürgen/Goodwin, Charles/LeBaron, Curtis D. (Hg.) (2011): Embodied interaction. Language and body in the material world. New York.
- Stukenbrock, Anja (2014): Deixis in der face-to-face-Interaktion. Berlin/New York.
- Tomasello, Michael (1995): Joint attention as social cognition. In: Moore, Chris/Dunham, Philip J. (Hg.): Joint attention. Its origins and role in development. Hillsdale, NJ, S. 103–130.